

Der Brennermühlhof.

Schwäbischer Dorfroman von Erwin Sahn.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

In jedem Jahr folgte dem harten Winter ein freundlicher Frühling. Kurz und gründlich hatte sich der rauhe Gefelle verabschiedet. An einem Märztag hing eine graue Wolke am Himmel, gequollen wie ein nasser Schwamm. Gerade über dem Dörfchen furchte sie sich um die Mittagszeit, wild prasselnd an und auf den Dächern. Der Schnee, der noch auf den Läg, schmolz und vereinigte sich rasch mit dem Regen zu gefährlichen Element. Wilde Bäche stürzten am Heimbodel

zwischen den dumpfen Wolken durch und der Frühling hielt majestätisch Einzug. Freundlich lächelnd begrüßte er die erschredte Menschheit.

Es war ein Bild rohester Zerstörung, das die milden Sonnenstrahlen mit ihrem frohen Glanz umgaben und wirkte eigenartig in seinem Kontrast. Als die Wassermasse sich verlaufen hatte, glich der Brennermühlhof einem grausen elementaren Schlachtfeld. Holz und Erde lagen angeschwemmt in großer Menge. Dazwischen große Steine, gebrochene Tannen, junge Buchenstämme, alles durcheinander. Auch der lange, ehrwürdige Galgenbrunnen lag geborsten quer über den Platz und das Mühl-Wasserrad hatte ein Paar Gabeln eingebüßt.

Der alte Brennermüller stand nachdenklich unter der Haustüre

und erwog nach Menschenart, wie der Schaden schnell und billig wieder zu reparieren sei.

Eine Woche war verstrichen und hatte die groben Spuren dieses letzten Wintertages verwischt. Da atmete die ganze Natur wieder froh und leicht in hellem Frühlingsjubiläum. Durch die dichten Tannenreihen, über Täler und Höhen, durch Mensch und Tiere ging schon ein leichter Maienhauch, jung, verjüngend, gar hell und leise klingend, ein holder Lenzgefang:



Aus der eroberten Festung Grodno: Eine zerstörte Eisenbahnbrücke mit einem abgestürzten Zug.

Im Vordergrund ein Remeschiff, das in das Chaos hineingetrieben wurde.

hoch im Wasser und die Bewohner, der Brenner, eine und einige Holztagelöhner, flüchteten eiligst auf den Boden. Hier unter den kleinen Dachfenstern lugten sie verwirrt hilflos hervor auf das vernichtende Werk. Aber teilten sich die Wetterrisichten am grauen Himmel. Hinter hatte seinen Tribut. Ein heller Sonnenschein brach

Was der Winter wild zerbrochen,
 Altersgrämlich, mondelang,
 Baut der Frühling auf in Wochen,
 Sonnefreudig, mit Gesang.
 Sei gegrüßt du Frohgefelle!
 Jüngling blond, auf hehrem Roß.

Willig beugt sich dir die Welle
 Wider Elemente Troß.
 Leben regt im Leben sich,
 Hörig deiner Gnadenfonne,
 Alles jauchzt: dir huld'ge ich
 Froh um meines Daseins Wonne!

In dieser Zeit wurde im Landtag das neue Eisenbahnprojekt angenommen und die Ausführung für den kommenden Sommer schon beschlossen. Es kamen Herren aus der Residenz nach Furtmühlbach, um zu unterhandeln. Der Hagmayer, der Brennermüller und noch viele andere Bürger wurden auf das Rathaus geladen, vor die Ankaußkommission der königlichen Staatseisenbahnen. Auch der Herr Oberförster war erschienen. Es war ein verhältnismäßig kleines Terrain aus Furtmühlbacher Markung im Projekt vorgesehen. Aber die Verhandlungen zogen sich sehr in die Länge, denn die Bauern hingen zäh an ihrem ererbten Grundeigentum und stellten unerhörte Forderungen. Am eigensinnigsten war der Hagmayerbauer. Erst als ihm die Zwangsenteignung in Aussicht gestellt war, kam man zur Einigung.

Ein Hemmnis, das viel besprochen und viel berechnet wurde, bedeutete für die neue Eisenbahn der Heinbodel. Durch einen Teil desselben mußte ein Tunnel gebaut werden. Dann wurde die Errichtung eines Viaduktes notwendig, das ungefähr hundert Meter oberhalb des Brennermühlhofes die kleine Schlucht mit dem Mühlbach überbrückte und den eigentlichen Heinbodel mit dem südlichen Ausläufer verband. Auf diesem würde dann die Bahnlinie mit leichtem Gefälle der Oberamtsstadt zuführen. Die Ausholzung der in Frage kommenden Waldstreden wurden diesseits des Heinbodels dem Brennermüller übertragen und es sollte binnen kurzem mit den Arbeiten begonnen werden unter Führung eines königlichen Regierungsbaumeisters und des Herrn Oberförsters.

Viele fremde Männer kamen mit Säge und Art, mit Schaufeln, Hacken und anderen den Einheimischen unverständigen Instrumenten und wirkten verheerend unter den schönen Tannen des Heinbodels. Auch zahlreiche Italiener, wild aussehende Männer mit roten Gesichtern, — Menschen, für die ihr Heimatland nicht Nahrung hatte, — waren angeworben für geringen Lohn. Zwischen diesen und den jungen Bauernburschen kam es an Sonntagsabenden jetzt öfter zu Reibereien und nicht selten auch zu Sticheereien.

Überhaupt wurde die neue Eisenbahn von der Landbevölkerung als ein allgemeines Übel angesehen, das man hinnahm, weil man sich eben nicht dagegen wehren konnte.

Aber jedenfalls wollte man es den Herren aus der Residenz nicht allzu leicht machen und sich sein gesundes Bauernbewußtsein vor den neumodischen Geschichten bewahren. So waren die im Eisenbahndienst beschäftigten Arbeiter in den kleinen Ortschaften nicht gar freundlich gelitten.

Dem alten Brenner war die neue Arbeit auch nicht nach seinem Sinne. Mürrisch stand er des Morgens auf und mürrisch ging er auf den Platz, wo er dann einsilbig seine Anordnungen traf, die fortschreitenden Arbeiten beaufsichtigte oder auch selbst tüchtig Hand anlegte. Von Zeit zu Zeit richtete er sich mühsam auf und rechte sich, als wolle er eine schwere, drückende Last abschütteln. Dann holte er aus seiner inneren Rocktasche eine Flasche hervor und trank rasch und heimlich einen kräftigen Schluck. Der Brenner war bekannt als Schnapier, aber er blieb in Grenzen. Erst seit diesen Winter schien er mehr als gut mit seiner „Buddel“ befreundet.

Eines Tages, als er gerade dabei war auf dem Arbeitsplatz mit seiner Reßschnur eine Grenze zu ziehen, klopfte ihm jemand von hintenher auf die Schulter:

„Du, Brenner! Meinst jetzt, das wär der rechte Weg?“

Es war der Deder-Andresel.

„Wie meinst du das, Andresel,“ fragte er etwas unsicher zurück, „der rechte Weg?“

„Nun, den du so grad angibst mit dei'm Schnürle!“

„So steht er auf 'm Papier!“ entgegnete der Brenner und zog einen Plan aus seiner Tasche.

„Auf 'm Papier mag's stehen, aber Frevel ist's doch, sag' i! All den jungen Schlag rausg'haut! Lauter g'sundes Holz! Als ob d' Deut' nimmer Platz g'nug hätten allhier...!“ Auf dem gutmütigen weißstoppeligen Gesicht des Alten war eine ehrliche Entrüstung zu lesen.

„Kann i's ändern?“ fuhr ihn der Brenner rauh an. Dann weiter arbeitend: „I tu's, weil i muß. So ist's vorg'schrieben!“

„Ändern? Noi, dös kannst net, Brenner, ändern net. Aber zum Henkersknecht wär i mir z'schad. I mir scho! — Und noch ein weiß i, Brenner — drinn in der Stadt — der's net tät. Der noch'n G'müt hat für d'Natur und für'n Wald und noch Respekt vor dem, was unser Herrgott hat lassen wachsen in seiner Güte. — Aber den hent se eing'riegelt. Den hent se abg'sperret von der Natur, d'Menschen! — Unschuldigerweis...! Dös sag' i dir, Brennermüller!“

Der alte Andresel ging, für sich fortränzierend, seinen Weg weiter und stieß vor jedem Schritt ärgerlich seinen knorrigen Spazierstock in die Erde.

Der andere sah ihm verwirrt nach und brummte:

„Der rechte Weg? — Mir scho! Mir ist er recht. Mir ist jetzt alles recht!“ Dann bückte er sich und zog die Reßschnur an,

schaute aber immer noch murrend dem Alten nach: „Sti dafür, daß er sitzen muß? Hab'n i eing'sperret?! — Scho ihn, dös ist g'wiß! — und der Meinig...!“

Er tat schnell einen kräftigen Zug aus der Flasche, nahm Art und hieb die nächste Tanne an, zum Zeichen, daß sie fallen

So vergingen die Wochen. Der Müllermarte und sein S waren im Dörschen so gut wie vergessen. Man sprach nicht von der „schlimmen Geschichte“, die ja eine allgemein befriedigende Erledigung gefunden hatte. Alle Gemüter waren jetzt erfüllt der neuen Eisenbahn, mit FÜR und WIDER.

Auch im Hagmayerhaus hatte die heilsame Zeit das Ver zwischen Vater und Tochter wieder zu einem freundlichen staltet. Wenigstens hatte der Hagmayerbauer jetzt wieder und Anrede für sein „Hagmaile“.

Der Andresel kam wieder täglich zum Abenddisput. Aber hütete sich ängstlich, am inneren Zwiespalt des anderen zu hüten und damit die Freundschaft und die feierabendliche Ruhe fährden. Wenn einmal einer der beiden Männer im La Unterhaltung an einem Gesprächspunkt ankam, der unbedingt einer Ideenverbindung mit jener unglückseligen Mordaffäre g mußte, dann hielt er erschrocken ein und gab dem Gespräch eine friedliche Wendung. Damit war aber die alte Her zwischen den beiden Freundschaften, die solchen Abenden ha immer die besondere Weihe gegeben hatte, für immer beeinträchtigt.

Der Hagmayer fühlte sich nicht frei von Schuld und dohl er keinen Weg zum Herzen seines Kindes, das ihm so bitter gegenschlug. So kam der Andresel jetzt nur noch der Lieb liebe. Mit väterlicher Sorge sah er sie leiden und wollte ihr was der Vater ihr, der Mutterlosen, nicht zu geben verstan

Da war ein Abend gekommen, — heiß und drückend g ein Juli-Nachmittag voraus. Der Andresel hatte sich geru Lisbeth auf eine Steinstaffel vor seinem Häuschen gesetzt Hagmayerbauer trat drüben über der Straße aus seiner S wo er wie allabendlich vor Dunkelwerden nachgesehen ha das Vieh für die Nacht genügend versorgt und in gesund fassung war. Auf der Dorfstraße kam eiligst der Ortsbütte gehumpelt, aufgeregt und hastend, ganz gegen seine Gewo

„Hansjörg, was gibst's? Wonaus so hitzig?“ rief i Andresel entgegen.

„Zu dir, Andresel! Mußt gleich mitkommen!“ leucht

„Was? Willst mi verhafteln, Hansjörg? Hab doch nir bos“

„Zum Brennermüller!“

„I, zum Brennermüller?“

„Grad hent sie'n runtertragen vom Heinbodel. — schlag oder so was!“

„Wer? Der Brenner?“ schrie jetzt der Hagmayerbau merksam geworden, über die Straße.

„Jo! droben auf'm Arbeitsplatz hatt's ihn umg'sange Und no hatt' er bloß noch g'sagt: Der Deder-Andresel soll to

Die Lisbeth und ihr alter väterlicher Freund sahen t wirt an, doch beide in einer dunklen, unbestimmten Ahn

„Was er nur grad von mir will? Zeit meines Leben noch net viel mit ihm z'tun g'habt, dem Brenner?“

Aber der Büttel drängte. Er war sich der Berantwo seiner Mission voll bewußt.

„Andresel, komm! Do kann's gehn wie's will. U Sterbenden soll man zu Willen sein, dös ist G'wissenss

Nun setzte der Deder-Andresel sein Hauskappchen zu folgte ihm.

Als sie in der Brennermühle ankamen, hatten sich in eine Schar neugieriger Menschen, und hauptsächlich Kin Hofe angesammelt und in der Kammer standen die Magd Frauen aus der Nachbarschaft und mehrere Männer im um den alten Brenner, der halbentkleidet auf seiner lag. Sein Gesicht war entstellt und besonders auf eine ganz weiß und verzerrt. Er stierte die Umstehenden halbgeb Auges an, wie durch viele Schleier hindurch, schien aber zu erkennen. Dabei lallte er fortwährend unzusammenf Laute, wie ein kleines Kind, das eben sprechen lernt, i rechte Hand hatte er im Krampf um eine leere Flasche

Der Andresel war mit den andern ratlos. Man e den Arzt. Ein Knecht hatte sofort vom nächsten Bauer und Wagen entlehnt und war in die Stadt gefahren.

Endlich nach einer Stunde kam der Oberamtsarzt. G suchte den Kranken und konstatierte einen Gehirnschlag seitige Lähmung. Dann ordnete er strengste Diät und vol Bettruhe an bis auf weiteres.

„Und vor allem keine Aufregung,“ hatte er zu der p Magd gesagt, „die Herzfunktionen sind derart geschwächt geringste Erregung vorläufig das Schlimmste bedeuten

Diese versprach und mit dem Arzte entfernten sich d der Andresel sehr nachdenklich und erschütterte t. —

er dem Brennermühlhose lag nun eine stumpfe, feiertags-
Stille. Der Mühlbach rauschte wie immer über das helle
und plätscherte in gedämpftem langgezogenen Einerlei
eise unbeachtete Harmonie. Aber das große Mühlrad stand
Arbeitsstrag und gleichgültig hing es in seiner Achse und
geduldig auf seinen Gebieter, der einst die Schleuse
und es erwecken würde zu neuem werktätigem Schwingen.
er der lag regungslos in seiner Kammer und sein getroffenes
arbeitete sich langsam durch Nebel und Wirnis hindurch zur
Schlummerstunde eines vielbewegten Lebens; vielleicht
ald wieder unterzutauchen in langes, schlafensfrohes Dunkel.
vom Heimbodel herab drang das klingende Tönen arbeits-
ger Hände und die treue Hausmagd ging geräuschlos durch
eben und Kammer und stand nach kurzen Pausen immer wieder
nd pflegend vor dem Lager ihres kranken Herrn.
Ab der Deder-Andresel kam oft vorbei und erkundigte sich nach
zu Befinden des kranken Müllers. Es kam ihm nicht gewöhn-
he er, daß ihn, — gerade ihn der alte Brenner gerufen hatte.
an es mußte etwas Besonderes sein, was er ihm sagen wollte,
bedeutet war gewiß. Es ließ ihm nicht Ruhe und Raht. Immer
äre ging er den Weg zur Brennermühle und fragte nach.
prä die Genesung ging langsame Schritte und der Arzt hatte
Herrn, daß man mit dem Kranken spräche.
den hatte ihm eines Tages die Magd gesagt, der Brenner wäre
bevorzugt und könnte schon einige Stunden des Tages im
dort zu bringen. Nun ging er zu ihm hinein.
itten einem großen Armstuhl saß der Brenner vor dem Fenster
ischarrte zum Heimbodel hinauf, elend, abgezehrt, ein gebro-
ihre Mann. Es dauerte eine geraume Zeit, bis seine fiebernden
ersten sich gesammelt hatten zur Gegenwart und zu klarem
o gen und Erkennen.
genann aber wurden seine Augen lebhaft. Ein plötzliches Auf-
ht gen. Seine von der Lähmung verschonte Rechte tastete erregt
sternend nach des Andresels Hand. Die bleichen Lippen öffneten
h und lasten abgerissen, langsam und mühsam buchstabierend:
undresel — du — mir — versprechen —!“
itter Andresel drückte unwillkürlich diese große, narbige Hand,
ewem Gefühl tiefster Ergriffenheit von der Tragik dieses hilf-
f Menschen, der, wohl zehn Jahre jünger als er, noch vor
in hart und trotzig im Leben gestanden hatte.
uch nach weiterer Anstrengung quälte der Brenner noch die Worte
bo: „I — mach ein — G'schriebenes —!“
ann verfiel er wieder in stumpfes, regungsloses Nachdenken
igte für die Anwesenheit des Alten kein Verständnis mehr.
gs darauf mußte die Magd Papier, Tinte und Siegellack
en und ihn selbst im Sessel dicht vor den Eichentisch rücken.
wollte er allein sein. Er hatte es ihr mit Kreide auf dem
befohlen.
g'sage saß er da und schrieb. Sein Gesicht hatte beinahe
l to fanatischen Ausdruck bekommen. Aber es wurde ihm
en Er hatte niemals viel und gern geschrieben in seinem
Mhnt Heute waren die Buchstaben so zäh und grausam und
bennte floß wie heißes Blei. Erschöpft hielt er ein. Ein
wo Schwindel besiel ihn und eine wilde Angst, er könne sein
nicht vollenden, das ihm am Herzen lag. Der Schweiß
in Perlen auf seiner fahlen Stirne.
u fieberhafter Erregung schrieb er zu Ende und — versiegelte.
isa außen in der Küche hatte die Magd die vorgeschriebene
zuwuppe fertig und gerade mit Mühe die kühnste Flamme
die ein kurzer Windstoß durchs Kamin gierig aus dem
och blies. Nun empfand sie plötzlich die lautlose Stille im
in Haus. Dabei war es ihr, als ob ein Schatten durch den
lag und über die Treppe nach dem Boden flüchtete.
so heimlich“, flüsterte sie und trat, von einer hangen Ein-
er getrieben, in die Stube. Da lag auf der Diele ein
eine versiegeltes Schriftstück mit der Aufschrift: „Zu Händen
geb Andreas Deder, einem rechtschaffenen Bürger in Furt-
der nach“, und im großen Lehnstuhl am Eichentische saß der
ermüller — tot.
ternd vor Erregung war die Magd zum Deder-Andresel
it. Bitternd hatte dieser die noch frischen Siegel erbrochen.
a stand es geschrieben. Auf einem armseligen Papier; in
en, ungleichen, beinahe kindischen Buchstaben ward sie kund-
die furchtbare Wahrheit:
ch, Gottfried Kaspar Brenner, bekenne offen nach Recht
bewissen: Der Marte ist unschuldig! Der's getan hat, ist
Sohn Peter. Ich war mit draußen in selbiger Nacht und
eter hat nach dem Schlumberger geschossen. Das ist die
eit, so wahr mir Gott helfe. Die Brennermühle mit allem
lein erworben Eigentum ist, vermache ich aus klarem Be-
in meinem Knecht Martin Schwab, was ist ein Wettmachen
is Unrecht, welches ich ihm habe müssen zufügen. Den

Deder-Andresel, so ich kenne als einen rechtlichen Mann, beauf-
trage ich, diesen meinen Willen kundzutun, nach meinem Tode.
Furtmühlbach, 2. August. Christ. Kaspar Brenner.“

(Fortsetzung folgt.)

Jaques Faubert, der Trommlerjunge.

Dem Französischen nach erzählt von J. Cassirer.

(Nachdruck verboten.)

Es war im Frühjahr 1812, und Napoleon traf seine Vor-
bereitungen für den großen Marsch nach Rußland. In
ganz Frankreich wurden Soldaten gesucht, die die Stelle derer
einnehmen sollten, die in früheren Kriegen gefallen waren.
Auch in einem kleinen Dorfe am Fuße des Jura-gebirges herrschte
große Aufregung, denn eine Aushebung hatte hier stattgefunden,
und an dem Tage, von dem wir erzählen, sollten die Rekruten das
heimatliche Dorf verlassen. Unter den Ausgehobenen war auch
ein kleiner Bursche von dreizehn Jahren, Jaques Faubert mit
Namen, der einzige Sohn einer armen Witwe, deren Mann
vor zwei Jahren als Feldwebel in der Schlacht bei Wagram
den Heldentod gestorben war. Er sollte die Trommel schlagen.
Es fiel der armen Frau gar schwer, sich von ihrem einzigen Sohne
zu trennen, aber sie wußte, daß es der Wunsch seines Vaters ge-
wesen war, daß er Soldat werden sollte, und sie selber war — wie
in damaliger Zeit so viele französische Mütter — von inniger Liebe
zum Ruhme Frankreichs und zum Kaiser erfüllt, der das ganze
Volk in seinen Bann geschlagen zu haben schien.

„Weine nicht, Mutter“, tröstete sie Jacques, als es feststand,
daß er scheiden mußte. „Ich komm' ja wieder und vielleicht bringe
ich es bis zum Kapitän. Dann habe ich einen großen Säbel,
und du, liebe Mutter, sollst dann in einem vornehmen Hause
wohnen und brauchst nicht mehr so schwer zu arbeiten wie jetzt.“

„Ja, mein Junge, ich möchte ja mein ganzes Leben lang
so arbeiten wie jetzt, wenn ich nur wüßte, daß du wieder gesund
zurückkommst. Ohne dich werde ich mich so einsam fühlen, und
wer wird für dich sorgen und nach dir sehen, wenn du weg bist?“

„Das wird Frankreich“, versicherte ein riesiger Feldwebel,
der dabeistand, mit seiner kräftigen Stimme. „Habt keine Angst,
liebe Frau, Jacques ist ein braver Junge und wird Euch Ehre
machen. Wir werden uns schon um ihn kümmern.“

Die arme Frau trocknete ihre Tränen und versuchte zu lächeln.
Während der paar Tage, die ihr Junge noch bei ihr blieb, packte
sie allerlei schöne Sachen zusammen, die er in seinem kleinen
Tornister mitnehmen sollte. Auch die Jungen des Dorfes, bei
denen Jacques sehr beliebt war, brachten ihm allerlei Geschenke,
für die er freilich keinen Platz mehr hatte. Die meisten von ihnen
beneideten ihn um sein großes Glück, daß er Soldat werden und
eine glänzende Uniform tragen durfte, und alle drängten sich
um ihn und probierten, einmal auf seiner Trommel, auf der
er fleißig übte, einen Wirbel zu schlagen.

„Ach, Jacques“, meinte der eine, „eines schönen Tages wirst
du als Marschall zurückkommen, und dann bist du gewiß viel
zu stolz, um noch mit uns zu spielen.“

„Dann wird er einen Helm mit einer großen Feder dran auf-
haben“, rief ein anderer.

„Was nützt der Helm, wenn man nicht auch einen Kopf dazu
hat?“ spottete Fritz, ein zänkischer Bursche, der immer neidisch
auf Jacques war.

„Besser gar keinen Kopf als so einen, wie du hast“, versetzte
ein kleiner Kerl. Fritz ging auf ihn zu und wollte ihn verprügeln,
Jacques aber kam dem Kleinen zu Hilfe, und obgleich Fritz größer
als er war, mußte dieser doch von seinem Gegner lassen. Jetzt
entstand eine Schlägerei zwischen Fritz und dem kleinen Tromm-
lerjungen, bei der, nach hartem Kampfe, dieser das Feld behauptete.

Das war am Tage vor dem Ausmarsche gewesen. Als der
Tag anbrach, hatte man schwer sagen können, ob im Dorfe Freude
oder Trauer herrschte. Vor jedem Wirtshause standen Gruppen
von Soldaten, die scherzten und sangen, aber in gar mancher
Hütte umarmte unter Tränen eine Mutter ihren Gatten oder
ihren Sohn, der aus einem friedlichen und glücklichen Heim in
die mörderische Schlacht ziehen mußte.

Auch Jacques konnte trotz seines Mutes und seines starken
Herzens die Tränen nicht zurückhalten, und als er seine Arme
um den Hals seiner Mutter schlang und sie zum letztenmal küßte,
da seufzte er so laut, als wollte sein Herz brechen.

Aber schon drang von der Straße Trommelwirbel herein,
und das war das Zeichen für ihn, daß er fort mußte.

„Leb wohl, Mutter“, rief er, „weine nicht. Ich komm' wieder.
Hab keine Angst!“

„Ach, mein Sohn!“ schrie die Witwe auf, „wer kann das
wissen? Leb wohl; sei brav und tu deine Pflicht, und möge der
liebe Gott dich bewahren und beschützen!“

In der nächsten Minute stand der kleine Trommler auf seinem Posten. Als er an dem elterlichen Hause vorbeimarschierte, schaute er hinauf und sah seine Mutter am Fenster stehen und ihm mit einem Taschentuche zuwinken. Da hielt er tapfer seinen Kopf hoch und schlug einen kräftigen Wirbel auf seiner Trommel, um ihr damit zu verstehen zu geben, daß er sie gesehen habe. Bald aber waren sie außer der Schweite des Dorfes, und Jacques kam es zum Bewußtsein, daß er jetzt wirklich Soldat war; seine Mutter aber trat an sein kleines, leeres Bett und sank daneben auf ihre Knie.



Flandrische Allee mit französischen Unterständen am Ufer des Oteranals bei Boesinghe.

Nach einer Aufnahme aus „L'Illustration“.

Jacques fand bald, daß das Soldatenleben nicht eitel Lust und Freude war. Es gab gar viele und schwere Arbeit zu tun. Frühmorgens mußte er zeitig aufstehen und auf seiner Trommel die Tagwache schlagen; den ganzen Tag, und manchmal auch bis tief in die Nacht hinein, mußte er mit seinem Regiment marschieren und außerdem hatte er noch seine Ausrüstung sauber und in Ordnung zu halten.



Französische Lufttorpedos, die nicht zur Explosion gelangten. (Mit Text.)

Aber von Kindheit an hatte er es gelernt, Anstrengungen zu ertragen, denn zu Hause hatte er die Herden im Gebirge hüten müssen, so daß er imstande war, große Entfernungen zurückzulegen, ohne müde zu werden. Der Feldwebel erwies sich ihm als guter Freund, und die beiden sprachen oft von ihrer Heimat, denn auch er stammte aus dem Jura und hatte Jacques Va-

ter gekannt, der es ebenfalls bis zum Feldwebel gebracht hatte. Und viele Geschichten wußte der alte Soldat auch von Schlachten und Siegen zu erzählen; wie seine Kameraden im Kampfe fürs Vaterland und ihren Kaiser gefallen waren, und Stolz erfüllte seine Brust, wenn er davon sprach, wie er dem großen Napoleon eines Tages aufgefallen wäre und dieser ihn wegen seines in der Schlacht bewiesenen Mutes zum Feldwebel ernannt hätte.

Jacques fragte sich, ob er auch wohl einmal das Glück würde, vom Kaiser angesprochen zu werden, und er glaubte, wenn ihm diese Gnade vom Schicksal zuteil würde,

seine Kameraden neben sich stürzen sah. Zum Glück war er nicht verwundet, und, wie er es seiner Mutter versprochen hatte, dankte er jeden Abend Gott dafür, daß er ihn so treu hatte. Wenn er dabei aber an seine Heimat dachte, traten ihm willkürlich die Tränen in die Augen. Rasch aber wischte er sie weg, damit sie niemand sehe, denn er erinnerte sich, daß er jetzt ein Soldat sei, und Soldaten weinen ja nie. Wenigstens glaubte er das.

An einem trüben Nachmittage in der zweiten Hälfte des Augusts befand er sich bei der Vorhut, als plötzlich vor ihm die Russen erschienen. Sie zogen sich zurück, als sie keine Zeit mehr, und so wurde denn der Befehl zum Vor-

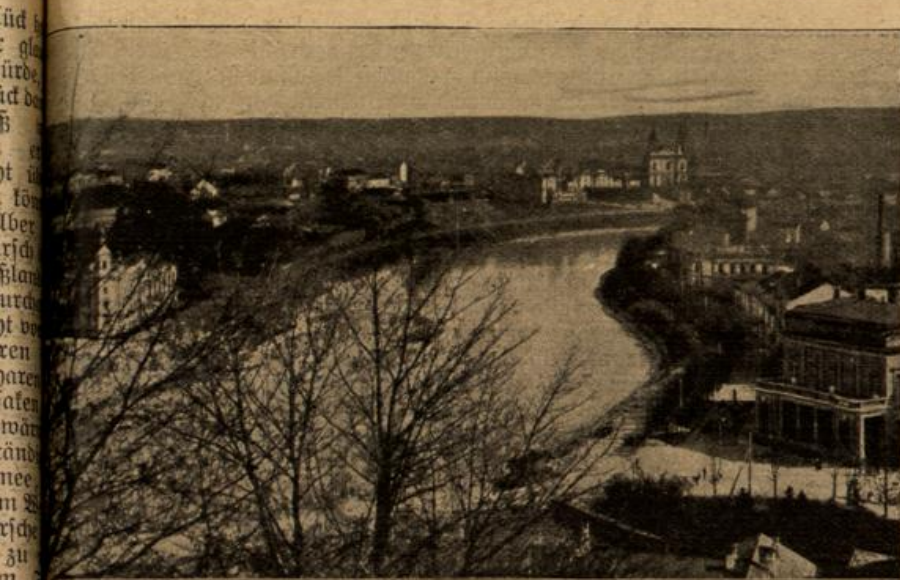
schritt erteilt. Aus dem Lebestrafen schlug Jacques auf seine Trommel und marschierte mit seinem Regimente vor. Wie ein Wirbelwind kamen aber die russischen Reiterjäger angelaufen, und in der nächsten Minute lag der kleine Trommler blutend und bewußtlos am Boden. Wie lange er da gelegen hat, hatte er nicht sagen können, allmählich aber kehrte das Bewußtsein wieder in ihn zurück. Er sah sich um und konnte nichts sehen;



Grenzschutz der Schweiz: Vorbereitete Batteriestellung in der Gasse auf verhöhlener Höhe liegen.

Glück das groß daß nicht ben löb Aber Marjch Rußland durch nicht be fahren Scharen Rojalen schwär beständ Armee beim marische es zu chem mükel mehre nahm ques tat war ne Pflü schlug Trom währen die um sich fen hör

der t m i es wies b un Dre arbe Gr ung Cho bal



Zur Eroberung Wilnas.

Gesamtansicht der an der Mündung der Wilja in die Wilja gelegenen Stadt.

Stockdunkel und kein einziger Stern stand am Himmel. Auf schmerzte ihm fürchterlich, und er konnte fühlen, daß der linken Schläfe Blut kletterte. „Was tue ich jetzt?“ überlegte er. „Wenn ich die ganze Nacht hier bleibe, sterbe ich, und gar nicht einmal, wo ich hier bin.“

Da fiel ihm eine rührende Geschichte ein, die er einmal am Lagerfeuer hatte erzählen hören. Ein bei seinem Regiment sehr beliebter Trommlerjunge war bei dem Alpenübergange einen großen Abgrund hinuntergestürzt; um seine Kameraden, die ihn nicht erreichen konnten, wissen zu lassen wo er lag, schlug er so lange, wie seine Kräfte ausreichten, einen Wirbel, und so lange schlug er sie, bis die grimmige

Jetzt flüchten sie, wir sind hinter ihnen her. Noch ein paar Minuten aber, und sie hätten uns überrumpelt. Aber du bist ja verwundet, mach also, daß du nach hinten kommst, um dich verbinden zu lassen.“

Jacques tat dies, er fühlte kaum, daß er verwundet war, so leicht war ihm das Herz. Endlich hatte er etwas tun können, worüber sich seine Mutter freuen würde, wenn sie davon hörte. Nach ein paar Stunden kehrten die Franzosen zurück, sie hatten den Feind aus dem Felde geschlagen, ihrem kleinen Trommler aber war die Anstrengung zu groß gewesen, und er schlief jetzt fest. Wer beschreibt aber sein Erstaunen, als er beim Erwachen einen Adjutanten neben sich stehen sah, der ihm sagte, daß der Kaiser ihn zu sehen wünschte. Wie im Traume ging er, bis er den großen Napoleon inmitten seiner Offiziere stehen sah, und da wußte er, daß er wach war.

Der Kaiser zog ihn lächelnd zu sich heran und sagte zu einem

so schnell es ihnen möglich war, von ihm fortzukommen suchten. Nach ein paar Minuten hörte er hinter sich bekannte Stimmen, er lief auf sie zu und fand sich inmitten seines Regiments.

„Bist du es, kleiner Jacques?“ rief der Feldwebel. „Wir glaubten schon, du wärest gefallen.“

„Ja, ich bin es. Was ist denn geschehen?“

„Etwas sehr Glückliches für dich und für die französische Armee. Die Russen hatten sich unbemerkt herangeschlichen, der Wirbel aber, den du schlugst, ließ sie denken, daß sie entdeckt wären.“



Geschäftsstelle der bekannten, von deutschen Soldaten redigierten und gedruckten Zeitung „Der Landsturm“ in Boujiers.

Walter Sandulski, einer des französl. Sturzwiegers Regoud. (Mit Text.)

in ihre tödliche Umarmung nahm, es kein Erwachen mehr gab. Jacques griff neben sich; seine Trommel war unverfehrt und auch die Schlegel noch in Ordnung. Er richtete sich auf und schlug einen Wirbel, so laut er nur konnte. Man denke sich sein Erstaunen, als er in wenigen Metern auf Pferdegetrappel und laute Rufe schon fürchtete er, er würde überritten, bald aber merkte er, daß die Reiter,



Kriegsbente aus einem russischen Schützengraben.

Rechts Handgranaten, links Stielgranaten, die mit Gewehren abgeschossen werden.

seiner Generale: „Das ist also der kleine Mann, der uns heute nacht vor einem Überfall rettete?“

„Zu Befehl, Eure!“ antwortete der Offizier.

„Komm her, mein Junge“, sagte der Kaiser mit freundlicher Stimme und legte dabei seine Hand auf Jacques Kopf. „Du bist ein braver Bursche und hast Frankreich einen großen Dienst geleistet. Was wünschst du dir dafür als Belohnung?“

„In Eurem Dienst zu sterben, Eure“, antwortete der Trommler.

„Ach!“ seufzte Napoleon, „dazu ist noch lange Zeit. Jetzt lebe lieber noch. Wir wollen dich aber nicht vergessen; wenn du sechzehn Jahre alt sein wirst, sollst du ein Offizierspatent haben, und zur Erinnerung an mein Versprechen nimm einstweilen das.“ Mit diesen Worten zog er aus seiner Tasche ein Goldstück und reichte es dem beglückten Jungen.

Wer war so stolz als Jacques, als er jetzt auf seinen Posten zurückkehrte und von seinen Kameraden mit Glückwünschen überschüttet wurde? Ach, wenn ihn jetzt nur seine Mutter hätte sehen können! Hatte er doch mit dem Kaiser gesprochen und dieser ihm ein Offizierspatent versprochen! Wie schade war es, daß es noch so lange dauerte, bis er sechzehn Jahre wurde!

Es war ein Glück für ihn, daß er an eine so glänzende Zukunft denken konnte, denn die Gegenwart wurde nur bald zu schrecklich. Moskau war besetzt worden, aber nur, um wieder aufgegeben zu werden; vor den Flammen, die die Stadt verzehrten, flohen die Soldaten. Ein weiteres Vordringen schien nutzlos, so wurde denn der Rückzug befohlen, und das ungeheure Heer trat jenen fürchterlichen Rückmarsch an, auf dem es von allen Abeln, die es im Kriege nur geben kann, heimgesucht wurde.

Frühzeitig setzte der Winter ein; die Straßen waren mit Schnee bedeckt; die Kälte nahm von Tag zu Tag zu, bis sie nicht mehr zu ertragen war; der Proviant wurde immer knapper; von Hunger und Kälte erschöpft, fielen die Menschen während des Gehens tot nieder, und zu allen andern Schreden kamen noch die beständigen Angriffe der Kosaken, die wie Raubvögel auf die unglücklichen Gruppen, die sich von der Hauptarmee hatten trennen müssen, angestürzt kamen und sie niedermachten.

Zimmer weiter drängten die Franzosen, und ihre einzige Hoffnung war noch, die Grenze zu erreichen. Menschen vergaßen alle Menschlichkeit und rissen ihren schwächeren Kameraden den letzten Bissen vom Munde weg. An Wildheit glichen sie den Bestien, die ihrer Spur folgten und sich um die Leichen der Gefallenen stritten. Das war ein entsetzlicher Marsch, und gar oft gab Jacques alle Hoffnung auf und fürchtete, daß er, wie so viele seiner Kameraden, im Schnee versinken und umkommen würde.

Der brave Feldwebel aber sprach ihm dann neuen Mut ein und hielt ihn aufrecht; hilfreich führte er ihn an der Hand, wenn der Knabe schwach wurde und sich, unbekümmert um die Folgen, hinlegen wollte.

Endlich aber war auch diese Schredenszeit vorbei, und die Aberreste der „Großen Armee“, unter ihnen auch Jacques, erreichten die Grenze; freilich, eine halbe Million Menschen hatten sie auf den Ebenen Rußlands zurücklassen müssen.

Gleich denen von so vielen tausenden anderer, sollten auch Jacques Hoffnungen enttäuscht werden. Der Kaiser wurde bei Leipzig geschlagen, und im Frühling des folgenden Jahres (1814) mußte er abdanken und wurde nach Elba verbannt. Unser Held blieb noch bei den Soldaten, erhielt aber gegen Ende des Jahres Urlaub zum Besuche seiner Mutter.

Wer könnte die Freude der Witwe schildern, als sie ihren Sohn nach so langer Abwesenheit in die Arme schloß! Wohl hundertmal mußte er ihr die Worte wiederholen, die der Kaiser zu ihm gesagt hatte, und sie wurde nicht müde, sich den goldenen Napoleon anzusehen, den er ihm gegeben hatte. Jacques hörte ein Loch hinein, und seine Mutter gab ihm ein Band, an dem er das Goldstück um den Hals tragen konnte.

„Ich werde es immer tragen, Mutter“, versicherte er.

„Ja, mein Junge, das werden sie dir nicht wegnehmen, aber Offizier wirst du wohl jetzt nicht mehr werden.“

„Laß nur, Mutter, es wird schon wieder mal Krieg werden, und dann wird sich mir schon Gelegenheit zur Auszeichnung bieten.“

Die vierzehn Tage Urlaub vergingen nur zu rasch, und Jacques kehrte nach Paris zurück. So ruhig, wie er geglaubt hatte, verlief aber sein Leben nicht. Im März wurde ganz Europa durch die Nachricht aufgeschreckt, daß der Kaiser von Elba geflüchtet sei und auf Paris marschiere; das Regiment, in dem Jacques noch immer Trommler war, erhielt den Befehl, gegen ihn ins Feld zu rücken. Statt aber gegen ihn zu kämpfen, ging das ganze Regiment zu ihm über, und abermals stand jetzt Jacques unter dem Befehl seines geliebten Kaisers. Man kam aus der Aufregung nicht mehr heraus. Ganz Europa hatte sich erhoben, und Frankreich stand allein. Drei Monate lang hielt es tapfer stand, dann aber kam der achtzehnte Juni und mit ihm die Schlacht bei Belle-Alliance.

Das Regiment, zu dem Jacques und der Feldwebel gebildet waren mit verschiedenen andern die Reserve. Den fürchterlichen Sonntag standen sie da und beobachteten die Schlacht und beide wünschten aus tiefstem Herzen, daß sie nicht hätten sein müssen, statt hier müßig zu stehen.

„Wart nur, Jacques“, tröstete ihn der alte Krieger, „kommen auch bald dran, ein Teil der Reserve ist schon vor.“

Endlich ertönte das Signal. Schon dämmerte der Abend, die Reihen in raschem Tempo sich vorwärts bewegten. Der Marschieren wurde bald ein Laufen und der Abhang des Berges rannten sie hinunter. Jacques schlug kräftig auf seine Trommel und er brannte vor Begeisterung. Aber ein Kugeltregen überfiel sie, und ein Mann nach dem anderen stürzte nieder, auch Jacques fühlte plötzlich einen heftigen Schmerz in seiner Schulter, fiel bewußtlos zu Boden. Unaufhörlich donnerten die Kanonen, das Jammergeheul von Menschen und Pferden zerriß die Luft, aber der kleine Trommler hörte nichts mehr; still und reglos lag er da, während sich sein geliebtes Regiment auf den Feind stürzte.

„Bist du es, Jacques?“ fragte jemand.

Der Knabe schlug mit Mühe seine Augen auf und sah den alten Feldwebel, der sich über ihn beugte.

„Ja, ich bin es. Ich bin zu Tode getroffen. Ich sterbe nur, daß ich Euch nochmals sehen kann, bevor ich sterbe. Schlacht vorbei?“

„Ja“, antwortete der Alte mit gebrochener Stimme, „ich lebe noch, wo doch alle Tapferen tot sein müßten. Du bist geschlagen, der Kaiser ist auf der Flucht.“

„Dann bedaure ich nicht, daß ich sterbe“, erwiderte Jacques.

„Wo bist du verwundet? Ich will dich forttragen.“

„Das nützt ja doch nichts mehr. Ich weiß, daß ich nur paar Minuten zu leben habe. Ihr müßt mir versprechen, Feldwebel, meiner Mutter zu sagen, daß ich tapfer gestorben bin. Wollt Ihr das?“

„Ach, Jacques, das wird eine schwere Aufgabe für mich sein. Ihr kennt doch auch den Fritz in unserem Dorfe, mit dem ich immer geprügelt habe und der mich so sehr gehaßt hat. Sagt ihm, daß er meine Ziege haben soll, die weißt, die mit nachgelassen ist. Ach, ich hab' solchen Durst!“

Der Feldwebel ließ ihn aus seiner Flasche trinken, etwas belebte, aber nur für einen kurzen Augenblick. Seine Lippen ließen rasch nach, und er konnte jetzt nur noch flüstern:

„Greift in meine Rocktasche“, bat er jetzt.

Der Feldwebel tat es, und er fand den Napoleon, den Kaiser dem mutigen Trommler geschenkt hatte.

Mit einem traurigen Nicken fuhr jetzt der Knabe fort: „Zier werde ich ja nie mehr werden“, und indem er den alten Kameraden drückte, sagte er: „Gebt das meiner Mutter und sagt ihr, ich schide Euch. Beugt Euch zu mir nieder, Herr Feldwebel! Noch ein letztes Mal.“

Hastig flossen die Tränen des alten Soldaten, als er das Gesicht dicht an das des sterbenden Knaben brachte.

„Ihr seid sehr gut zu mir gewesen“, flüsterte Jacques, „mir einen Kuß, Herr Feldwebel. Lebt wohl!“

Der alte Mann konnte kaum sprechen, aber er berührte den Stirn des tapferen Jungen mit seinen Lippen.

„Lebt wohl!“ murmelte nochmals der Knabe. „Lebt wohl!“ — Der Trommlerjunge war tot!

Portugal einst und jetzt.

Von Clara Finde.

(Nachdruck aus dem „Licht“)

Wem es, wie mir, vergönnt war, Jahr und Tag in diesem giesigen Lande zu weilen — immer aufs neue neu die Schönheit der Landschaft und der Liebenswürdigkeit der Bewohner angezogen — der zählt den dortigen Aufenthalt zu seinen schönsten Lebenserinnerungen. Um so tiefer schmerzt man das immer zunehmende Elend, unter dem die Bevölkerung des hartgeprüften Reiches leidet.

Eilen wir lieber mit unseren Gedanken an die glänzenden Zeiten von dem Glanze einer lange verschwundenen Vergangenheit, während welcher Portugal einer der mächtigsten Staaten der Welt, und seine Hauptstadt die reichste des Erdballs war.

Noch steht, wie seit vielen Jahrhunderten, der alte Leuchtturm von Belem — er trägt den Namen zur Erinnerung an die Bekehrung — in alter Pracht, der selbst das Erdbeben von 1755 nichts anhaben konnte, wie eine Schildwache bei Lissabon. Erhebt sich die Kathedrale des Heiligen Hieronymus, die von dem o Venturosa, „der Glückliche“ — in reicher Gotik erbaute und mit phantastischen Ornamenten schmücken ließ, die teils aus indischen Geschmacks waren. Der kaufmännische Herrscher

keiten Alexandriens, sowie Schätze beider Indien zu Füßen beeinflusste diese prunkvolle Architektur, die nach ihm der „Weltstil“ genannt wurde, und der sich, besonders auch im „Rococo“ in allen Prachtbauten jener Epoche wiederholte. Im Hofe, zu dem Kloster und Waisenhause gehören, wurden

Berlinerbild.



Wo ist die Bäuerin?

1880, zur dritten Zentenarfeier von Camoens Geburt, die Überreste des unsterblichen Sängers der Lusiaden feierlich hierher übergeführt, — neben denen Vascos da Gama beigesetzt. In dem Orte Belem ist ein uralter Drangenbaum, den der große Landerentbederaus Indien mitgebracht hat. Die Früchte, die von hier aus erst in Europa eingeführt wurden, hießen damals „Portugall“.

Aber der langgestreckten Unterstadt, der „Baixa“, sehen wir terrassenförmige, mit Granitstufen durchsetzte Felsenufer. Auf der Ausdehnung von einunddreißig Kilometer trägt Lissabon — das nur 450 000 Einwohner hat — sieben Hügel, auf zweien steht

pelte Oberstadt „Lisboa oriental“ und „Lisboa occidente“. Diese Täler, ja selbst Schluchten liegen dazwischen, der Verkehr durch Drahtseilbahnen und Fahrstühle wird. Durch die Längenausdehnung erscheint Lissabon ganze Reihe von Städten, die sich zum Teil übereinander

en. Die blau und weißen Fahnenfächer, mit denen die steilen Häuser nach maurischem Stil geziert ist, im dem Auge im Verein mit den Palmengärten, den dazwischenstehenden kleinen Drangen- und Olivenhainen, ein harmonisches Farbenbild. stolz sind die Lissaboner auf ihre „Avenida de Liberdade“, Menade für die elegante Welt. Am Eingang steht auf der

den „Restauradores“ das Denkmal zur Erinnerung an die von dem 1. Dezember 1640, die Portugal vom sechzigjährigen Joch befreite. Herrliche Alleen von Palmen, Zypressen und Judasbäumen schmücken den Platz, der märchenhaft im Januar und Februar, während der Rosenblüte, dann schlingen sich die lieblichen Frühlingsboten in weißen Gewinden um die Stämme und klettern bis zum höchsten Gipfel, von denen aus noch ihre blütenschweren harniederwinken.

der Praga do Comercio, dem riesenhaften Platz, den jetzt ersigur Joas I. schmückt, stand vor dem Erdbeben der alte Palast. Hier, an der „Casa Sodre“, ist das Handelswo die Gegenwart ihr Recht behauptet. Besonders der von den Erzeugnissen der überseeischen Besitzungen bedeutend.

Wir die „Baixa“ — Unterstadt — verlassen, werfen einen Blick auf ein originelles Haus, dessen Außenseite einem Panzer von steinernen Mauerstücken bedeckt ist. In sich daran die Erzählung, daß der ehemalige Besitzer, neuere Reichtümer in Brasilien erworben hatte — als das portugiesische Kolonie war — jede dieser Spitzen mit

Bettler überschweben mit Losen die ganze Gegend. Aber auch kleine Eselchen, die von Knaben geführt werden, stellt man in den Dienst Fortunass. Sie stecken in einer Art Futteral, das über und über mit Losen garniert ist, die zu den effektivsten Figuren zusammengestellt sind — bald in Fächern, bald in Sternen, mit zierlichem Bolant als Abschluß.

Nach diesem erheitern den Eindruck wirken Bettler, denen die Hände fehlen und die am Munde ein kleines Kästchen für Almosen tragen, doppelt erschütternd. Es sind Perser, die für irgendein Verbrechen durch die grausame Justiz ihres Heimatlandes mit dem Verlust ihrer Hände bestraft wurden, und die nun in Lissabon, „der mildtätigsten Stadt der Welt“, ihr trauriges Dasein fristen.

Die Liebe macht erfinderisch.

Von E. Trog.

(Nachdruck verboten.)

Die Fabrik einer englischen Ortschaft ließ einen neuen Hochschornstein errichten. Das Riesenlamin war fertig und das Gerüste wurde abgelegt; die letzten Balken wurden weggeschafft und auf der Spitze des Kamins stand Jakob Howard, der Maurer, und besah noch einmal jedes Pünktchen genau. Alles war in Ordnung; nun schwingt er seinen Hut, und die zuschauende Menge drunten stimmt ein Hurra an; aber plötzlich tönt ein Schrei ganz anderer Art von der Höhe herunter, der Schrei: „Das Seil! Das Seil!“

Die Arbeiter aber fahren erschreckt zusammen; denn unten am Boden liegt das Seil aufgerollt, welches vor Wegnahme des Gerüsts oben am Schornstein hätte befestigt werden sollen, damit Howard sich daran herunterlassen könnte.

Es war vergessen worden.

Totenstille herrschte unter der Menge, keiner wußte Rat, denn der Schornstein war viel zu hoch, als daß man dem Einsamen droben hätte das Seil zuwerfen können.

Und wenn es einer konnte, so fragte es sich erst noch, ob es nicht den armen Meister Jakob aus dem Gleichgewicht bringen würde. Der aber stand droben in der schwindelnden Höhe und drehte sich und starrte schauernd hinab in die gräßliche Tiefe.

Todesangst ergriff ihn; der kalte Schweiß trat ihm auf die Stirne; er schloß die Augen und ihm war zumute, als stürze er jählings hinab in des Todes Rachen und als weiche der Boden weiter und weiter zurück. — Alle Geistesgegenwart schien ihn plötzlich verlassen zu wollen.

Unter der Zuschauermenge befand sich auch Tom, der Sohn Howards, der nach der Schulzeit sofort nach der Fabrik gelaufen war, um seinem Vater, wenn alles wohl gelungen war, auch ein Hurra zuzuschmettern. Daheim aber saß Howards treues Weib an der Arbeit, als Tom todesbläß hereinstürzte mit dem Rufe: „Mutter, Mutter, der Vater kann nicht herunter, sie haben das Seil vergessen!“

Wie gelähmt vom jähen Schreck stand die arme Frau einen Augenblick da, sie schloß die Augen, als könnte sie dadurch das schreckliche Bild von sich fernhalten, sie söhnte einen Moment zu Gott um Hilfe, dann eilte sie aus dem Hause.

Als das auf den Tod geängstete Weib mit Tom zur Fabrik kam, umstand die mitleidige Volksmenge den Schornstein, und alle schrien der Frau Howard zu: „Er hat eben gerufen, er wolle sich herunterstürzen, ja er will sich herunterwerfen!“

Frau Howard rief aber ihrem Manne mit klarer und fester Stimme zu: „Mann, das darfst du nicht tun! Das tue doch ja nicht! Höre, was ich dir jetzt sage: Zieh deinen Strumpf aus und ziehe die Maschen desselben auf und lasse den Faden, an dessen Ende du etwas Mörtel bindest, herunter. Jakob, hast du mich verstanden?“

Jakob Howard aber hatte sein Weib verstanden, denn er zog einen Strumpf aus.

Man sah, wie er den Faden-Reihe um Reihe aufzog. Unten standen die Leute, die von allem dem noch nichts verstanden, und hielten vor Erstaunen und neugieriger Erwartung den Atem an.

„Lasse ein Ende des Fadens mit einem Klumpchen Mörtel herab und halte das andere Ende in der Hand!“ rief das Weib wieder hinauf.

Der dünne Wollfaden ward vom Winde spielend hin und her geweht, er kam aber doch immer tiefer herunter, und endlich konnte ihn Frau Howard erfassen.

Sie hatte mittlerweile von ihrem Sohn Tom aus einem Laden einen Knäuel Bindfaden (seine Nordel) holen lassen und band nun das eine Ende dieses Bindfadens mit dem Ende des Wollfadens vom Strumpfe zusammen.

Der kleine Tom hielt den Bindfadenknäuel in der Hand, und die Mutter rief dem Vater zu:

„Nun zieh's langsam und vorsichtig hinauf!“

Behutsam zog Howard den Faden hinauf, während die Frau den Bindfaden vom Knäuel abwickelte.

Jetzt hatte Howard droben das Ende des Wollfadens mit dem zusammengeknüpften Bindfaden in der Hand.

"Halt's fest und ziehe tüchtig!" schrie die Frau wieder hinauf. Der Mann zog, und der Bindfaden wurde immer schwerer und schwerer, denn die Frau hatte das starke Seil, das vergessen worden war, am Schornstein droben zu befestigen, daran geknüpft.

Jetzt begriffen alle den Rettungsplan der klugen Frau.

Aller Augen waren auf das Rettungsseil gerichtet, das langsam in die Höhe flog.

Jetzt hatte es Howard in der Hand, und befestigte es an dem eisernen Haken, der zu diesem Zwecke oben am Schornstein angebracht war! Das treue Weib bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und betete stille zu Gott, der ihrem Manne jetzt beistehen wolle, ihm Kraft und Geistesgegenwart verleihen wolle, daß er das Mittel zu seiner Rettung mit Verstand und Vorsicht benütze. Sie ahnte nicht, welche Zaubermacht ihre klare, feste Stimme auf den Verzagten ausgeübt hatte, daß ihre ruhigen Worte ihm neues Leben, neues Gottvertrauen eingesflößt und ihn aus seiner Sinnenbetäubung aufgeweckt hatten. Jetzt aber konnte sie nichts mehr für ihn tun, als beten und glauben.

Da jubelte die Menge laut auf, und — "Mutter, Mutter, er ist gerettet!" schrie der kleine Tom.

"Ja, Marie, du hast mich gerettet! Gott sei Dank!" rief ihr Jakob entgegen und schloß sie in seine Arme. Aber die plötzliche Freude nach dieser Angst war zu überwältigend für das treue Weib, sie sank in Ohnmacht. Man trug sie in ihre Wohnung, wo sie bald wieder zu sich kam und dann mit dem Manne und dem Sohne Gott auf ihren Knien dankte für die große Errettung.



Österreichische Soldaten beim Herstellen einer Steinlawine auf einem Tiroler Bergplateau.

Beim Angriff wird der Gegner mit Steinen überschüttet, wobei die Italiener stets schwere Verluste erleiden.

Gemeinnütziges

Die Hausfrau im November. Endlich hat die Hausfrau Ruhe. Einmachzeit ist vorüber und es bleibt nur übrig, darauf zu achten, daß alle Konserven gut halten. Die sorgsame Hausfrau wird daher nicht lassen, ihre Vorräte zu prüfen und, wo sich bedenkliche Anzeichen bar machen, die geeigneten Maßnahmen zu treffen. Sonst gilt es, Kompost gut hauszuhalten, den Winter hindurch reicht, will gelernt sein. Die Erfahrung natürlich die beste Lehrmeisterin. Kommt es viel darauf an, verschiedenen Speisen auch das nete Kompost zu geben, da durch das Mahl jeder gemacht. Darin offenbart sich eben der iche Sinn und das hauswirtschaftliche Verständnis der Hausfrau, daß seiner Zeit auf den Tisch kommt. November darf auch der Hain nicht fehlen, um so weniger, Jagd in vollem Schwunge ist. dem kommt in diesem Monat Gänsemaß in Betracht. Es Geflügel, Hühner, Hähnchen ten. Dagegen verschwindet und Seibling wegen der Laich- Markte. Dafür sind aber andere auch Schleien, Hechte und vorhanden. Endlich kommt wieder mehr zur Geltung, beim Frühstück und Abendbrot. die Abendzeit wird jetzt die immer unentbehrlicher. Da gubles Licht in jeder Wohnung ist, hat die Hausfrau ihr Augen auf die Lampe zu richten und daß in gutem Zustande zu erhalten. S. B.

Blätter und Ähren fallen bei Kamellen leicht ab, wenn der Stand zu trocken ist. Die Töpfe sind stets mäßig feucht zu halten. Ganz austrocknen darf die Erde nicht.

Das Pflanzen der Gartenprimeln soll möglichst im Herbst erfolgen. Die Blüte ist dann um so reicher.

Das Rupfen lebendiger Enten ist eine durchaus unlohnende Arbeit. Der Gewinn an Federn ist sehr klein und die Tiere brauchen verhältnißmäßig noch mehr Futter als gerupfte Gänse, um die Federn wieder zu

Unsere Bilder

Französische Lufttorpedos, die nicht zur Explosion gelangten. Von diesen gewaltigen Berstörungsgeräten hat das kleinere einen Durchmesser von 38 cm und eine Länge von 148 cm, während das große 52 cm Durchmesser und eine Länge von 232 cm hat. Die zum Vergleich danebenstehenden kleinen Granaten sind französische mit 12 cm Durchmesser.

Walter Kandulski, der Überwinder des französischen Sturzfliegers Begoud. Der Führer des Flugzeuges, welches Begoud zum Absturz brachte, ist der 23 Jahre alte aus Berlin gebürtige Walter Kandulski.

Allerlei

Von der Schmiere. "Warum hat denn der Held seinen Monolog plötzlich abgebrochen und ist hinter die Bühne geeilt?" — "Er hatte gehört, daß dort gerade die Einnahme geteilt wurde!"

Etwas anderes. Ein armer Dorfschulmeister, in dessen Familie der Kaffee stets ohne Zucker getrunken wird, hat seinen Kindern gesagt, daß der Genuß des Zuckers schädlich sei. Als nun der Lehrer mit seiner Familie einmal bei einem reichen Bauern eingeladen ist, süßt er sowohl seinen Kaffee, wie auch den seiner Kinder ziemlich stark, worüber die Kleinen den Vater entsetzt anblicken, dieser aber beruhigt sie durch die leise gesprochenen Worte: "Fremder Zucker schadet nicht!"

Viele Schicksalschläge eine harte Stirn! Sorgen und schwere Stunden bleiben keinem Menschenkinde erspart, sie stählen, härten und lernen denken. Zu einem richtigen Handeln, wie es unser heutiges, so vielseitig sich abspielendes Leben fordert, gehört Ruhe und Überlegung; fasse nie im Zorn einen Entschluß und werde auch nicht bei jedem Hindernis, das sich dir in den Weg stellt, mutlos. Einer unangenehmen Sache feig aus dem Wege gehen, heißt dieselbe verschlimmern. Ein jeder muß sein Kreuz tragen. Nur nicht allen ist es die gleich schwere Bürde. Zufriedenheit ist das Ergebnis jeder guten Tat. Hoffe auch nach schweren Stunden auf eine gute Zukunft. Arbeite und strebe danach unablässig weiter! Der Segen kommt dann von selbst in dein Haus. W. W.

Silbenrätsel.

a, a, au, ba, bi, cae, den, der, din, din, ga, heim, is, la, la, lam, land, lee, li, ma, ne, o, pez, re, ro, ro, schwamm, sar, tra, zun, zwing.

Aus vorstehenden 31 Silben sind 13 Wörter zu bilden, deren Anfangs- und Endbuchstaben von oben nach unten gelesen, einen Kompositum und eines seiner Worte nennen!

Die Wörter bezeichnen: 1) Stadt in Ostpreußen. 2) Nord. Gott. 3) Held der Karolingisch. Sage. 4) Geometrische Figur. 5) Reformator. 6) Glaubensbekenntnis. 7) Westfälische Stadt. 8) Mittelalt. Kriegerfahrzeug. 9) Römischer Feldherr. 10) Pils. 11) Nordamerikan. Staat. 12) Stadt am Rhen. 13) Berühmter Bildhauer. W. Spangenberg.

Bilderrätsel.



Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Homonymie in voriger Nummer:

Das „i“.

Verantwortliche Redaktion von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.